

Einer der letzten vom grünen Tuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **5 (1929-1930)**

Heft 16

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-708976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einer der letzten vom grünen Tuch

Von einem ehemaligen Unteroffizier der Appenzeller Schützen-Kompagnie 7/IV.

«Sie sönd gwiss froh, Herr Redakter, dass Sie das Wärli chönig abgeh?» meinte eine biedere Frau teilnahmsvoll, als ich kürzlich, bei der letzten häuslichen Inspektion, den Kaput an die Luft hängte. Ich habe die um mein Wohlbefinden besorgte Nachbarin etwas unziemlich angeknurrnt und ihr gesagt, dass mir im Gegenteil das auf den 20. Januar ergangene Aufgebot zur letzten Inspektion höchst malplaciert vorkomme. Noch zu jedem Schritthalten fähig, sieht man sich auf einmal ans Schwanzende der Jahrgängerkolonnen versetzt und wird endgültig abgehängt. Da hockst du nun wie ein Maroder am Strassenbord und siehst dem Zuge nach, bist abgelagert und ausrangiert wie ein durchgelaufener Schuh!

Habe ich nicht in meinen Jugendtagen die Landstürmer (sie machten damals mit ihren schiefen Käppis, langen Mänteln und struppigen Bärten einen gar ehrwürdig-komischen Eindruck) als die ganz Alten, die völlig Abgenutzten, als bloss wackelige Uniformständer angeschaut? Nun soll ich selbst über jene dem eigenen Erleben unfasslichen Erscheinungen hinausgewachsen sein? Und man meint gar noch, das mache mir Vergnügen? Zum Teufel auch, ein Anachronismus war dieser 20. Januar in meinem Leben, ein ganz und gar unhistorisches Faktum, das ich dick und schwarz im Kalender anstreichen muss!

Zwar gab es meinem soldatischen Selbstbewusstsein schon einmal einen Knacks, als man mir das Gewehr wegnahm, das mich in Rekruten- und Kaderchulen, in Wiederholungskursen und Grenzbesetzungs-Diensten treu begleitet hatte. Ein braves Gewehr, dem ich nicht schuld geben konnte, wenn beim Scharfschiessen das Geschoss neben statt in die Scheibe fuhr. Manchen Putsch hat es erlitten, an Hägen und an Mauern, im Waldedickicht und im felsigen Bergland Graubündens, und war doch immer sauber und wohlgepflegt und mir zugetan als Kamerad, auf den ich mich in allen Lagen hätte verlassen können. Da nahm man es mir an einem Inspektionstag weg und gab mir ein älteres, mich wildfremd anguckendes Landsturmfüsi dafür. Ich habe es nie auch nur eines Schusses gewürdigt. . . .

Aber das erste Gewehr, was das alles mitangesehen und mitangehört hat! Und ich damit! Es sind nun etwa dreissig Jahre her, aber noch tönt mir die schmetternde Stimme des Instructors im Ohr, wenn er das Züglein Rekruten, das ihm zu schlapp arbeitete, mit einem Laufschrift um die Herisauer Kaserne herum wieder aufweckte, noch rieche ich die verbrannte Suppe, die wir draussen in einem Eichberger Kartoffelfeld einmal auslöfelten, noch sehe ich das Züglein dastehen wie Wasserratten, als es im Gefechtseifer die Sitter im Tobel bei Engelburg durchkreuzt hatte. Der selige Major Trainee verabreichte dann dem kühnen Leutnant einen «Schnaps» und liess uns in der Sommersonne im Grase alle Viere von uns strecken und wieder trocken werden. Heute käme so ein erschrecklicher Fall todsicher in die Zeitung.

Mehr schadenfroh als neidisch sahen am Schluss der Rekrutenschule die Kameraden unser Trüppchen an, das man in den grünen Rock der Schützen 7 gesteckt hatte. Doch ich fühlte mich gehoben nach dem Spruch: «Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken» und der höhere Zweck der Schützen bestand in der Hauptsache darin, noch laufen zu können, wo die andern längst marode geworden waren.

Die Herren Füsiliere
Sind auch ein flottes Corps,
Doch wenn ich konkurriere,
Marschier' ich ihnen vor . . .

heisst es im bekannten Schützenliede. In der Tat, die Füsse sind es, die eigentlich am meisten Ursache haben, ihrer Taten stolz sich zu erinnern. Gab es doch früher Manöverzeiten, da sie zwei bis drei Tage und Nächte nicht mehr aus den Schuhen herauskamen. Sie hielten aus, als wir nach anstrengenden Regimentsübungen in den Schwyzer Alpen in einem Zuge noch von Schübelbach über den Ricken nach Bütschwil abzogen (Lueg, die arme Chaibe!) riefen die Füsiliere aus ihren Kantonementen), als wir von St. Moritz bald am rechten, bald am linksseitigen Talhang fechtend bis gegen Ardez hinunter vordrangen oder als wir aus dem Engadin in zwei Tagesmärschen nach Maienfeld hinunter trabten. Der Hauptmann sagte zur Kompagnie einfach: «So ez zäged denn wieder emol, das Ihr Schötze send!» Dieser Appell an die Schützenehre, von dieser Seite gesprochen, galt mehr und wirkte mehr, als es die schönste Rede des Obersten oder Generals vermocht hätte.

Eigentlich wollte ich mich heute nicht in Reminiszenzen ergehen, denn die wachsen zu Hunderten immer wieder nach. Wenn ich den Kameraden begegne, so weiss jeder wieder etwas anderes Unvergessliches aus dem Schatz der Erinnerungen hervorzuholen. Wenn der Schütze H. mir begegnet, so ist wohl seine erste Frage: «Wachtmeister, wüssed Ehr no die seb Feldwach bi Buech?» Und ich nicke verständnisinnig, das war in dem berühmten Divisionsmanöver von 1904, als Oberst Wille, der spätere General, die auf dem Plateau von Iselisberg-Hüttlingen postierte Manöverdivision so glänzend einkesselte. Nun, die Schützen 7 standen auch droben auf dem Plateau, die ganze Nacht war mir ein Feldwachtposten bei Buch anvertraut gewesen, aber der Gegner hatte sich ruhig, geradezu verdächtig ruhig verhalten. Am Morgen früh war plötzlich die Verbindung mit der Kompagnie unterbrochen; Kompagnie und Bataillon schienen nach Unbekannt verduftet zu sein. Vom Thurtal kroch ein dichter Herbstnebel herauf, und ehe ich mich mit meinen Leuten ebenfalls retirierte, tauchten rings herum die Schützenlinien eines feindlichen Rheintaler Bataillons auf und nahmen uns in «väterliche Obhut». Wir mimten völlige Befriedigung mit unserem Los als Gefangene, liessen uns eine warme Morgensuppe geben und brannten dem Gastgeber zum Dank mit einer kleinen Kriegslist durch, schmuggelten uns durch die feindlichen Linien und fanden das Bataillon irgendwo bei Weiningen im Momente, als die Trompeten «das Ende der Manöverdivision» ankündeten.

Trifft mich der Schütze B., so ruft er gleich: Wollen wir nicht nochmals nach Marcote (dabei denkt er weniger ans Postenstehen im Angesicht der italienischen Grenzberge, als an die schöne Jungfrau Giannina im Nostrano-Pintlein so nahe neben dem Wachtlokal, oder nach Carena droben im Morobbial? Und sehe ich gar den treuherzigen, handfesten Freund Engler wieder, ich wette, er würde nicht ohne Rührung von den Tagen erzählen, da er uns in der Nationalpark-Hütte im Val Cluozza so brav das Hauswesen besorgte. «Joo, döt hönne hät's mer doch tonders waul gfalle!» In Bündens Hochland sind wir alle Alpinisten geworden (die Engadiner spotteten nicht lange über die kurzen Appenzellerbeine); bald hatten sich jene, die der Soldatenschule am liebsten mit irgend einer Extratour entrannten, zusammengefunden, und zurück liess man — mit gebührender Verachtung — nur einige «Päcklimacher» (Drückeber-

ger) und das Schreibervolk in den Bureaux. Ganz blieb man freilich von der Papierwirtschaft auch auf dem entlegensten Posten nicht verschont; es fehlte nur noch, dass man dem Regimentsbureau rapportieren musste, wie das Barometer stehe und wie hoch das Gras gewachsen sei. Aber man war doch auf selbständigem Posten, mit einer besonderen Pflicht und Aufgabe, mit Bewegungsfreiheit, aber auch mit Verantwortung beehrt und dem verhassten Verbandsübungsplatz entrückt, auf dem einmal wenigstens, im Jahre 1915, ein geisttötender Dienstbetrieb wie eine Rüfe alle Arbeitsfreudigkeit zu begraben drohte (es war Oberst Bridler, der eines Tages zum Rechten sah und unserm Tun wieder praktische Ziele setzte).

Sonst aber, wie war das ein Erlebnis, die erste Hochgebirgstour mit dem Kameraden E. auf die weiss-

Am Abend vor dem Tag der Ablösung stand ich nochmals am Berghang ob dem Schmelzboden von Scarl und schaute lange gegen Westen, wo der Piz d'Astras, Piz Tavrü und Piz Foraz sich mir zum letzten Mal in überirdischer Verklärung zeigten, himmelhoch ragend und ihre Felsenhäupter im Lichte der untergehenden Sonne badend. Wir tauschten schweigend Gruss und Gegengruss und heute kann ich nur noch sagen: es war vor dem Abstieg in den Alltag und in die Niederungen des Lebens ein Abschiednehmen, wie ich es übermächtiger und ergreifender nie sonst erlebt habe.

Zugegeben, dass sich heute aus der Ferne der Dienst etwas anders ansieht als damals, da man noch mitten drin stand. Es ist eine alte Erfahrung, dass, je ferner das Vergangene rückt, über das Trübe und Unangenehme ein Schimmer der Verklärung sich breitet. Man



Gasmasken — Masques contre les gaz

(M. Kettel, Genf.)

glänzende Spitze des Piz Quatervals! Oder jener Tag, da der Hauptmann eines Morgens die Kompagnie von allem überflüssigen Gepäck entlastete und einmal kunstgerecht in der Eis- und Felsregion des Piz Nuna herumklettern liess — wir haben ihm dann beim nächtlichen Einmarsch in Zernez zum Dank einen Taktschritt non plus ultra vorgeklopft —; den Gipfel aller Bergbegeisterung schenkte uns aber Scarl, das Bergkleinod im äussersten Osten unseres Vaterlandes. Unser sieben Mann hausten etwa zehn Tage lang in Feuersteins Soldatenklause; wieder durfte mich mein berggewohnter Freund E. als Postenchef-Stellvertreter begleiten. An jedem der strahlenden Sommertage zog abwechselnd der eine oder andere von uns beiden los ins Gebirge, nur mit Gewehr und etwas Proviant versehen. Die Alleingängerei war zwar verboten und hätte zugegebenermassen — wie mir ein kleines Abenteuer einmal ernstlich zu Gemüte führte — auch böse Folgen haben können, aber die Berge riefen einfach: Komm! Der Himmel ist hoch und der Regimentler ist weit, nur der Hauptmann erschien eines Tages plötzlich zur Musterung, und von ihm wussten wir, dass ihm ein tatenfroher Posten lieber war als ein faulenzender. Kann ich euch je vergessen, ihr Stunden auf Piz Cornet und Christannes, am Piz Sevvenna, am Piz Starlex und auf der Urtilaspitze oder jene Rundtour das Val Minger hinauf, über die Fourcletta del Botsch, über die Ofenpasshöhe und über den herrlichen Alpenwald von Plaun del Aua ins Scarltal zurück?

vergegenwärtigt sich die erreichten Ziele und die freudig bewegten Momente viel besser als die mühsamen Wege, die man bis dorthin zurückgelegt hat. Wir möchten heute aber auch die Kehrseite der Militärdienstpflicht nicht ignoriert haben. Der Ruf zu den Wiederholungskursen unterbrach mehr als einmal sehr unliebsam die profitablere Tätigkeit des Zivilberufes, denn man war früher noch weit weniger als heute auf die materielle Erleichterung des Wehrdienstes durch die Arbeitgeber bedacht. Militärdienst ist seiner Natur nach eine rauhe, dem Parapluie und dem Stubenofen und all dem, was das Leben vergänglich ziert und angenehm gestaltet, ferngerückte Sache; er vermag selbst einer robusten Gesundheit unversehens einen Stoss zu versetzen; er wirft gute und zweifelhafte Elemente frisch durcheinander, denn wenn einer im Zivilleben ein Lump ist, so macht das Wehrkleid aus ihm noch nicht einen Mann. Feinere Naturen werden darum nach jedem längeren Dienst das Gefühl haben, dass etwas vom zivilisierten Menschen in der aufgeworfenen Erde des Schützengrabens und im Stroh des Kantonementes zurückgeblieben ist, und dennoch — das sei hier betont — dennoch möchte ich keinen der erlebten Dienstage missen. Es war keine verlorene Zeit, denn eine Quelle der Kraft und des demokratischen Gemeinschaftsgefühls bleibt diese Einheitsschule der Zucht und des Gehorsams, die Männer verschiedenen Charakters, verschiedenen Standes und verschiedener politischer und

religiöser Ueberzeugung zu gemeinsamer Arbeit zusammenschweisst, eben doch. Am Ende sind mir ein paar ehrliche Soldatenflüche immer noch lieber als die behandschuhten Gehässigkeiten, mit welchen wir Bürger eines Staates uns zuweilen im wohlgesetzten Versammlungsredner- und Zeitungsdeutsch regalieren.

Eh' das letzte «Abtreten» ertönte, hab ich mir den «Jahrgängerverein» noch einmal gründlich angeschaut und Vergleiche angestellt zwischen den heutigen Landsturmmännern und den ruppig-struppigen Gestalten von anno dazumal. Das Feldgrau hat wohl da und dort in die Haare übergegriffen, mancher braucht überhaupt keinen Strahl mehr, sonst aber sind wir noch ganz patente Kerle! Ein paar behäbige Rundlichkeiten sind zu konstatieren, aber doch nicht jene Bierfassformationen, deren Inhaber Gefahr laufen würden, bei einem Ausmarsch auf den Fünfländerblick zu platzen. In einer Zeit, da selbst Grossmütter wie junge Töchter daherkommen, lassen wir Landsturmmänner uns nicht lumpen; wir haben in Schönheitspflege alle zeitgemässen Fortschritte uns angeeignet und bekunden immer noch etwas von der Biegsamkeit der Auszüge. Man sieht es an uns, wie vorteilhaft der Drill noch auf Jahre hinaus am Menschen nachwirkt, und unser Schützenhauptmann hatte so unrecht nicht, als er uns sagte, die Grenzbesetzungsdienste hätten uns wohl etwas zum Schnaufen gebracht, aber auch ausgestaubt und uns ganz sicher ein paar Lebensjahre über das Normalmass hinaus geschenkt.

Die Korpssammeltage, die Retablierungstage und die Inspektionen sind immer die langweiligsten Dienstage gewesen. Tödlich langweilig manchmal. Da war je-weilen der Mann nichts, Eisen, Stoff und Lederzeug dagegen alles. Die ganze Sorge um des Vaterlandes Schutz und Schirm konzentrierte sich dabei auf die richtige Kragenweite, die Zahl der Nägel in den Schuhsohlen, das volle Gewehrfettbüchlein und das richtig abgestaubte Käppi! Aber alles geht vorüber, selbst die letzte Inspektion. Und nun steh ich da und überlege, wie ich mein privates Zeughaus einrichten soll. Und was tun mit dem ganzen dienstlichen Reise-Necessaire? Die Landsturm-Schmalspurkanone samt dem Krottentöter habe ich zwar in die Obhut des Staates zurückgegeben; wenn es nötig sein sollte, würde ich sie mir natürlich sofort wieder holen und nochmals «antreten». Den grünen Staatsfrack behalte ich wohl am besten als Andenken für Kind und Kindeskind. Ein paar kleine Utensilien des Soldatenhaushaltes, wie Zwirn und Nadel, kann ich vielleicht einer Rorschacher Arbeitsschule schenken. Aber was soll der Redaktor mit Patronentaschen anfangen? Als Pralinenschachteln sind sie doch nicht gut zu verwenden! Oder mit dem Kriegshut aus Karton oder mit dem Tornister, den der Soldatenjargon mit so vielen lieblichen Pseudonymen bedacht hat? (Angorachat, Bremschlotz, Gschirrlchaste, Haaramsel, Laubchäfer-Chiste, Büsi, Brotschubblade, Jammerkommode, Soldatenwohl, Verdrusskasten, Vergissmeinnicht etc. etc.). Warum verschenkt Papa Bund solche Haushabe einem Redaktor, statt die nachkommenden Vaterlandsverteidiger damit zu erfreuen? Ich sag's ja immer: Im Militär wird einfach nicht gespart!

Aber das kümmert uns ja nun bald nicht mehr. Denn wer wird in 10, 20, 30 Jahren noch an diese letzte Inspektion zurückdenken? Trotz unserer Jugendlichkeit muss einer nach dem andern abmarschieren zur wirklich letzten Inspektion vor dem allerhöchsten Kommandanten. Das wird dann die Inspektion sein, an der es

keine Mogeleyen mehr gibt, da kein Kamerad einem mehr aus momentaner Verlegenheit hilft und da kein Rostflecklein und kein Schabenloch dem gestrengen Auge des Inspizienten entgehen wird. . . .

Billet du jour

Il faut venir en Suisse pour trouver des sous-officiers qui donnent franchement leurs opinions à leurs supérieurs ou à des parlementaires chargés de discuter telle ou telle question militaire. Et voilà qui est fort heureux. Car cet exemple nous prouve une fois de plus, que le peuple tout entier s'intéresse à l'armée. Dans les pays qui nous entourent, le soldat est un citoyen qui va sous les drapeaux pour se mettre à l'entière disposition des spécialistes du métier des armes. Avant d'être conscrit, il ne sait rien de l'armée; du reste, neuf fois sur dix, celle-ci ne l'intéresse pas. En fataliste, il va non pas faire son devoir, mais il cède à une obligation ennuyeuse; il rentre à la caserne en véritable aveugle! Comme son père et comme ses frères, il fera son temps de service et, dès qu'il sera libéré, il se hâtera d'oublier les mois fastidieux passés sous l'uniforme!

Quelle différence avec ce qui est chez nous! Dès l'enfance, le petit Suisse entend parler d'armée à la maison et autour de lui. Il connaît les armes et l'uniforme de ses aînés. Il y a toute une tradition dont il s'empregne durant ses études à l'école; la culture physique elle-même, qui enduret ses muscles, dérive de directives fédérales qui préparent le petit garçon à devenir un bon soldat plus tard. Chez nous, les cours de répétition, les grandes manœuvres sont de vraies fêtes nationales. Plus tard, si le cœur lui en dit, le jeune homme ira faire ses premières armes à l'instruction militaire préparatoire. A vingt ans, quand la patrie lui confiera le soin de défendre les frontières, il sera parfaitement au courant de ce qu'on attend de lui!

Grâce à l'instruction civique qu'on lui a donnée (et qui du reste est bien insuffisante encore) le Suisse, à sa majorité, est donc capable d'être un citoyen «complet».

Qu'y a-t-il d'étonnant à ce que, de temps à autre, de simples soldats, parfois des sous-officiers, prennent leur bonne plume et traitent dans les journaux et les revues des sujets que d'aucuns pourraient croire réservés à de graves spécialistes haut gradés dans l'armée?

C'est un sous-officier **Wasem** que je pense en écrivant ces lignes; on peut être d'accord ou pas d'accord avec lui, mais on doit en tout cas se réjouir de le voir s'intéresser à tout ce qui touche notre vie nationale.

Dans le «Pays Vaudois», ce sous-officier qui a des idées (c'est déjà quelque chose!) n'était pas partisan des fameux vingt villions pourtant si nécessaires à notre aviation. C'est un point de vue qui, à notre avis, n'est pas défendable. Mais ce qu'on peut retenir, ce sont les propositions (un colonel, dans le «**Courrier de Vevey**», l'a souligné) que **Wasem** nous offre pour doter notre armée d'hommes bien entraînés et d'un matériel suffisant. L'adaptation de l'homme au terrain et surtout son adaptation à la vie souterraine, créée par la guerre moderne, voilà quel doit être le but de nos efforts dans l'instruction de nos recrues. Que nos hommes sachent aussi marcher, se déplacer rapidement! Nous ne voulons pas discuter ici les avantages et les inconvénients de tous les projets de réforme qu'on nous propose, mais nous ne pouvons encore une fois que nous réjouir de voir tous les citoyens prendre